

Nr. 225 | Bromberg, den 1. Oktober | 1935

Tresor 226.

Kriminalroman von Richard Marsh.

(2. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Als Mrs. Ludlow die Frühstückssachen abräumte, verwickelte Bruce sie in ein Gespräch über ihre Familie.

„Theodor", sagte die Frau, als die Rede auf ihren Sohn kam, „ist ein sehr kluger Mensch. Klug, aber hart. Er denkt nur an sich und hat für uns nichts übrig. Allerdings muß eine Mutter das von einem verheirateten Sohne erwarten. Netta ist ganz anders."

„Netta?" Das ist wohl Ihre Tochter?"

„Ja. Ich wünschte, es gäbe mehr Menschen wie sie auf der Welt. Vielleicht ist es aber, daß die Frau überhaupt gütiger ist als der Mann. Sie empfindet Kummer und Sorge tiefer, und das macht sie weicher. Viele Männer mißbrauchen jedoch diese Güte, und das ist nicht recht."

„Meine Wirtin ist eine Philosophin", dachte Bruce, nachdem Mrs. Ludlow ihn verlassen hatte. Ihre letzte Bemerkung hätte auf mich gemünzt sein können. Netta! Ein hübscher Name und ungewöhnlich. Komisch, daß ich den Gedanken an sie nicht los werden kann, trotz der Erfahrung, die ich mit dem weiblichen Geschlecht gemacht habe. Wie spät ist es übrigens? — Noch nicht einmal elf Uhr. Wie die Zeit dahinschleicht! Und ich kann nicht ausgehen, bevor das Mädel zurückgekehrt ist. Vermutlich kommt sie nicht allein, sondern mit einem Polizisten. Was tue ich dann? Ja, ja, meine neue Freiheit scheint nicht lange dauern zu sollen.

Um sich die Zeit zu vertreiben, nahm er den „Daily Telegraph" zur Hand. Zerstreut überflog er die Seiten, bis er auf einen Artikel stieß, der ihn interessierte. Er fand ihn unter der Rubrik „Aus der Gesellschaft":

Die Marquise von Skye wurde Sonntagabend auf Schloß Gairloch, dem Besitz der Familie, von einem Sohn und Titelerben entbunden. Schloß Gairloch, am Rande einer steil in die See abfallenden Felswand gelegen, ist einer der interessantesten alten Herrensitze Britanniens. Er kann sich neben vielen anderen bemerkenswerten Reliquien auch eines Geistes rühmen, des sagenhaften Pfeifers von Gairloch, dessen Dudelsack nur hörbar ist, wenn der Wind aus dem Nordwesten bläst. Vielleicht liegt irgend etwas in dieser Windrichtung, das die seltsam schauerlichen Pfeiftöne hervorruft.

Mutter und Kind befinden sich, den Umständen entsprechend, wohl. Wie wir hören, hat ein Mitglied des königlichen Hauses die Patenschaft übernommen. Der Marquis von Skye ist auf die freudige Nachricht hin aus Paris, wo er sich aufgehalten hat, sofort nach Gairloch zurückgereist.

Nachdem Bruce den Artikel gelesen hatte, starrte er eine Weile vor sich ins Leere. Vor seinem geistigen Auge stand ein Bild.

„Ein Sohn und Erbe", sagte er sich. „Das ist mir ein Stein vom Herzen. Bravo Alex! Und Glückauf Sarah! Vivant sequentes! Hoffentlich werden es ihrer so viele, daß die Nachfolgeschaft niemals in Frage gestellt ist. Mich verlangt es nicht nach Gairloch. Meine einzige Hoffnung liegt wo anders, wenn es für mich überhaupt noch eine gibt. Also Shons Dudelsack ist nur bei Nordwestwind hörbar und nur in Gairloch? Zwei kleine Irrtümer! Ich habe ihn schon an allen möglichen Orten und bei allen Winden gehört."

Die Gesichtszüge des jungen Mannes nahmen einen harten, grimmigen Ausdruck an, der nur zuweilen von einem leisen, freudlosen Lächeln abgelöst wurde. Fast eine halbe Stunde saß er, in Gedanken versunken, so da. Dann richtete er sich mit einem Ruck auf, wie um die Schatten der Vergangenheit zu bannen. Ein zweites Mal nahm er die Zeitung zur Hand, auf der Suche nach einer Ablenkung. Er fand sie unter den Tagesnachrichten:

Mysteriöser Vorfall im Richmond-Park!

Ein Wächter, der Sonntag morgen eine Streife durch unbelebte Teile des Parkes machte, erlebte eine nicht geringe Überraschung, als er dicht an dem Zaune einer Pflanzung einen an Händen und Füßen gefesselten und geknebelten Mann fand, der stundenlang, den Unbilden eines strömenden Landregens ausgesetzt, so dagelegen hatte. Als man ihn befreite, war er halb leblos und hat zur Zeit, da wir dies schreiben, noch nicht wieder das volle Bewußtsein erlangt, so daß er keine zusammenhängende Darstellung seines Erlebnisses zu geben imstande war. Soviel ist jedoch seinen Angaben zu entnehmen, daß er das Opfer einiger Rowdies geworden sei, die ihn, nachdem sie ihn tätlich angegriffen und seiner gesamten Barschaft beraubt hatten, hilflos liegen ließen, um in Sicherheit ihren Rückzug anzutreten.

Auch diesem Artikel widmete Bruce reichliches Nachdenken. Es war ihm klar, daß Swire seine Lebensaufgabe darin sehen werde, ihn, Bruce, aufzuspüren und das, was er wußte, in der ihm eigenen Art zu verwerten. Er richtete daher in seinem Geist eine Warnungstafel auf mit der Inschrift: Achtung vor Swire!

Netta Ludlow kehrte erst abends aus der Stadt zurück. Wohl ein halb Dutzend mal hatte Bruce sich bestimmt gefühlt, zur Bank zu fahren, um nachzusehen, was aus ihr geworden sein mochte. Als sie endlich kam, stand er, auf sie wartend, am Fenster, mit mehr Angst im Herzen, als er sich zugestehen wollte. Er lief zur Eingangstür und riß sie auf, eine lahme Entschuldigung über sein ungewöhnliches Tun stammelnd.

„Verzeihen Sie, daß ich den Türsteher mache, aber ich dachte, Sie seien verloren gegangen."

„Ich oder das Geld?"

„Sie natürlich. An dem Geld liegt mir nichts."

„Ich gehe nicht verloren. Niemand würde mich haben wollen. Man hat mich sehr lange auf der Bank hingehalten, bis man mir den Scheck auszahlte."

„Ich dachte es mir. Sie erinnern sich wohl noch, daß ich Sie gewarnt habe?"

„Die Leute haben mich alles Mögliche über Sie ausgefragt: wie groß Sie seien, ob dunkel oder blond, wie alt

ungefähr, und so fort. Endlich gaben sie mir das Geld, taten aber dabei, als ob sie böse wären, daß der Inhaber des Kontos sich endlich gemeldet hat. Es war schauderhaft."

„Das tut mir furchtbar leid. Hoffentlich war die Unterredung mit Ihrem Bruder erfreulicher."

Ihr Gesicht umwölkte sich. „Leider nein. Ich fürchte, Mutter wird enttäuscht sein. Die Hauptsache aber ist, daß Sie Ihr Geld erhielten. Sie müssen jedoch nicht glauben, daß die Neugierde der Bankmenschen befriedigt ist. Es würde mich nicht wundern, wenn morgen der Direktor oder sonst jemand käme, um Sie auszufragen." Dann übergab sie ihm fünfzig Pfund in kleinen Noten.

Der von Miß Ludlow vorausgeahnte Besuch kam früher, als sie angenommen hatte. Es mochten etwa zwei Stunden verflossen sein, als Netta in der Tür zu Bruces Zimmer erschien und ankündigte:

„Mein Bruder von der Bank wünscht Sie zu sprechen, Mr. Smithers"

Der Besucher wartete nicht erst auf eine Erlaubnis, eintreten zu dürfen, sondern drängte sich ohne weiteres an seiner Schwester vorbei ins Zimmer.

Bruce fand sich einem Manne gegenüber, den er niemals für Nettas Bruder gehalten hätte. Seine steife Haltung verlieh ihm den Anschein einer Größe, die er nicht besaß. Er hatte dunkles, peinlich scharf in der Mitte gescheiteltes Haar und darunter ein breites eckiges Gesicht. Sein Mund war hart, mit Lippen, dünn wie ein Strich. Der Eindruck strenger Spießbürgerlichkeit, den er machte, wurde durch seine pedantische Kleidung noch erhöht. Alles in allem glaubte Bruce, niemals einen unsympathischeren Menschen vor sich gehabt zu haben.

•

Theodor Ludlow ergiff als erster das Wort.

„Sind Sie —?"

„Robert Smithers, zu dienen. Bitte nehmen Sie Platz!"

„Danke, ich ziehe es vor, zu stehen."

„Gestatten Sie, daß ich Ihnen eine Zigarette anbiete?"

„Ich bin Nichtraucher."

„Dann vielleicht einen kleinen Whisky?"

„Ich trinke niemals Alkohol."

„Womit kann ich Ihnen sonst dienen?"

„Damit, daß Sie mir Antwort auf einige Fragen geben. Sie sagten, Ihr Name sei Robert Smithers."

„So ist es."

„Der Robert Smithers, der bei uns ein Konto hat?"

„Zwei bitte sehr — das heißt bei der Bank, deren Angestellter Sie sind."

Die Worte kamen mit unverkennbarer Schärfe, die zu bemerken Ludlow nicht verfehlte. Er wurde sichtlich ärgerlich.

„Sie haben heute einen Scheck auf fünfzig Pfund vorlegen lassen."

„Gewiß. Ist das von einem Kontoinhaber ungewöhnlich, und haben Sie etwas dagegen?"

Die beiden Männer sahen einander an. Eine Zeitlang herrschte Schweigen. Dann wich der Bankbeamte vor den scharfen Blicken seines Gegenübers einen Schritt zurück und senkte die Augen. Er hielt sie auch gesenkt, als er weitersprach.

„Die Konten wurden unter sonderbaren Umständen eröffnet."

„Das weiß ich ebenso gut wie Sie — vielleicht besser."

„Ich bezweifle es."

„Mr. Ludlow, die Konten gehören mir, nicht Ihnen!"

„Ich habe sie seit ihrer Eröffnung verwaltet, und mir fiel daher die Pflicht zu, Nachforschungen anzustellen, was ich hiermit tue."

„Sind Sie sich auch bewußt, daß Ihr Benehmen recht eigenartig ist? Ich bin nicht gewohnt, Besuche von Angestellten meiner Bank zu empfangen, besonders wenn sie so schlechte Manieren haben wie Sie."

Ludlow sah auf. Irgend etwas flackerte in seinen Augen und schien auf seinen Lippen zu zittern, blieb jedoch angesichts des unerschütterlichen Gleichmuts seines Gegenübers daran hängen. Seine Blicke senkten sich wieder.

„Vielleicht sind Sie so freundlich, morgen vormittag in der Bank zu erscheinen. Wir möchten dies oder jenes mit Ihnen erörtern."

„Vielleicht; vielleicht aber auch nicht. Das Letzte ist das Wahrscheinlichere."

„Ich würde es Ihnen raten."

„Warum?" Es kam kurz und hart aus dem Munde des großen blonden Mannes. „Mr. Ludlow, es würde mir leid tun, die Ursache Ihrer Entlassung sein zu müssen."

Diesmal malte sich lebhafte Überraschung in dem Gesichte des Bankbeamten, als er aufblickte.

„Sie? Die Ursache meiner Entlassung? Sie?"

„Ja. Ich will zwar nicht annehmen, daß Ihre Unhöflichkeit absichtlich ist, offenbar liegt sie in Ihrem Charakter, aber nichts kann mich hindern, mein Geld einer anderen Bank zur Aufbewahrung zu geben, einer, deren Angestellte besser erzogen sind. Der Umstand, daß ich es solange unberührt gelassen habe, darf Sie nicht dazu verleiten, es als Ihr Eigentum zu betrachten. Ihre Bank scheint es mir förmlich übel zu nehmen, daß ich jetzt endlich darüber verfüge. Ich werde mit Ihren Vorgesetzten über Sie sprechen. Bis dahin habe ich die Ehre, Ihnen einen guten Abend zu wünschen."

Bruce durchquerte das Zimmer und öffnete die Tür mit einer bezeichnenden Gebärde. Ludlow zögerte einen Augenblick, dann schritt er in steifer Würde aus dem Zimmer, ohne sich die Mühe zu nehmen, auch nur „Guten Abend" zu sagen. Ein paar Sekunden später verkündete das heftige Zuschlagen der Haustür, daß er gegangen war.

Kaum war dies geschehen, als Miß Ludlow eiligst eintrat.

„Ist Theodor fort?"

„Ich glaube ja."

„Aber Mutter hat ihn doch gebeten, noch zu ihr zu kommen. Was ist geschehen?"

„In dieser Form ist Ihre Frage schwer zu beantworten. Ihr Bruder scheint manchmal recht unangenehme Manieren an den Tag zu legen."

„Manchmal? Immer!" Netta Ludlows braune Augen durchforschten ängstlich das Gesicht des jungen Mannes. „Was ist vorgefallen?"

„Mir gefiel sein Benehmen nicht, und ich gab ihm das zu verstehen."

„Das alles kommt davon, daß Sie Ihr Geld solange haben liegen lassen. Nun tut es der Bank leid, daß sie es hergeben muß."

Auch mir kommt es so vor. Warum aber Ihr Bruder, der doch nichts davon hat, sich so dagegen auflehnt, ist mir unerfindlich."

Das sagte sich auch Theordor Ludlow, als er das Haus verließ. „Ein merkwürdiger Mensch", fügte er sodann in Gedanken hinzu. „Ich habe schon viele sonderbare Heilige gesehen, aber er schießt den Vogel ab. Wenn er Smithers ist, will ich mich hängen lassen. So sehr kann ich mich nicht täuschen. Aber das ist bald festgestellt."

Anstatt nach Hause zu gehen, schlug er den Weg ins Hotel Cosmopolitan ein. Er wollte eben nach dem Direktor Hibbert fragen, als er diesen Herrn, lächelnd, im Gespräch mit einem Gast, in der Halle stehen sah. Es ist erstaunlich, wie oft man Hoteldirektoren derartig beschäftigt findet, besonders wenn bedacht wird, welche peinliche Ordnung der ihnen unterstellte, komplizierte Apparat erfordert.

Die beiden Männer schüttelten sich einander die Hände. Nach einigen Umschweifen stellte Ludlow die Frage, die ihn hergeführt hatte.

„Vor etwa sieben Jahren hat hier ein Robert Smithers gewohnt. Erinnern Sie sich des Mannes?"

„Smithers? Natürlich. Einer unserer besten Gäste. Er warf mit dem Gelde herum, als ob es Hühnerfutter wäre."

„Wie sah er aus?"

„Ein kleiner, schmächtiger Mensch mit schütterem braunen Haar, sehr kurzsichtig, etwas auffällig gekleidet, anscheinend ohne jede Kinderstube."

„Würden Sie ihn wiedererkennen, wenn Sie ihn sähen?"

„Selbstverständlich. Was ist los mit ihm?"

„Vorläufig nichts. Später wird sich vielleicht etwas ergeben. Bis dahin „Gute Nacht"!"

Als Ludlow am folgenden Morgen in der Bank erschien, trat der Direktor auf ihn zu.

„Nun haben Sie Smithers gesprochen?"

„Ja."

„Geht die Sache in Ordnung?"

„Wenn Sie damit meinen, ob er mir Beweise seiner Identität mit unserem Kontoinhaber gezeigt hat, so muß ich mit „nein“ antworten. Alles, was er mir zeigte, war die Tür.“

„Was Sie nicht sagen!“

„Er erklärte mir, daß er seine Konten zurückziehen werde, wenn ich hier in Stellung bliebe.“

„Was antworteten Sie ihm?“

„Nichts. Er gab mir keine Gelegenheit dazu. Mr. Smithers gehört zu jenen Männern, denen gegenüber es einem schwer fällt, genau das zu sagen, was man will. Ein merkwürdiger Mensch!“

„Seine Unterschrift ist doch richtig?“

„Es scheint so.“

Der Direktor trommelte mit den Fingern auf der polierten Tischplatte. Er wußte aus Erfahrung, daß sein Hauptkassierer zuweilen merkwürdig verschlossen sein konnte.

„Sagten Sie ihm, daß ich ihn zu sprechen wünsche?“

„Ja, und er erwiderte, daß Sie einen Fehler begingen, wenn Sie sein Geld als das Ihre betrachten, bloß weil es unberührt hier gelegen hat.“

Der Direktor war sichtlich betroffen.

„Der Mann hat nicht Unrecht. Keinesfalls dürfen wir diese Meinung in ihm aufkommen lassen. Wenn er der richtige Smithers ist, würden wir uns in die Nesseln setzen. Die Frage ist nur die: ist er es?“

„Das zu entscheiden, liegt bei Ihnen.“

Der Direktor ging brummend seines Weges. Ludlow war sich bewußt, nichts gesagt zu haben, was der Wahrheit widersprach. Angesichts der offenkundigen Besorgtheit seines Chefs war es jedoch merkwürdig, daß er diesem seine Unterredung mit dem Hoteldirektor verschwiegen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die ersten Winterbilder erscheinen.

Der Sternenhimmel im Oktober.

Von Dr. Dr. Carl G. Cornelius.

Aus Zenith beginnen sich jetzt die zirkumpolaren Bilder wieder heranzuschieben, nachdem dieser „höchste Platz“ des Firmaments in den Vormonaten während der Abendstunden, auf die sich unsere Schau bezieht (Anfang Oktober 23, Mitte 22, Ende 21 Uhr), von den Sommerkonstellationen Herkules, Leier und Schwan gehalten wurde. Die W-förmige Figur der Kassiopeia, von den himmelskundigen Germanen der Geweihähnlichkeit halber treffender als Hirsch bezeichnet, kommt zur angegebenen Zeit dem Scheitelpunkt am nächsten. Nach Norden zu schließen sich die übrigen in unseren Breiten stets sichtbaren Bilder Kepheus, Kleiner Bär, Drache und Großer Bär an. Die in den vorerwähnten Sommerkonstellationen auffälligsten Sterne Deneb, Wega, dazu Atair im Adler lenken nunmehr im Westen den Blick auf sich, während im Südwesten als einziger heller Lichtpunkt der nur im Oktober beobachtete Fomalhaut im Südlichen Fisch (dessen Maul er darstellen soll) in nicht großer Höhe über dem Horizont zu beobachten ist. Auf den Ostteil des Himmels wird sich in diesem Monat das Augenmerk des Sternfreundes vornehmlich richten. Hier kommen mit Stier, Zwillingen und den oberen Orionsternen schon die eigentlichen Winterbilder über den Gesichtskreis. Im Stier ziehen der rötliche Aldebaran mit der anschließenden V-förmigen Gruppe der Hyaden und das allbekannte Siebengestirn die Aufmerksamkeit auf sich.

Die Hyaden stellen den Hauptteil des sogenannten „Taurus-Stroms“ dar, einer Gruppe von Sternen im Stier, die sich, obwohl bis zu 30 Lichtjahren voneinander entfernt, alle nach einem Punkt hin bewegen. Ihre Geschwindigkeit dabei beträgt 40 Kilometer in der Sekunde, und in 65 Millionen Jahren werden sie sich zu einem Sternhaufen von scheinbarer Vollmondgröße zusammengezogen haben. Nur wenig oberhalb vom Stier sind der Fuhrmann mit der gelben Kapella und der schöngeschwungene Bogen des Perseus zu erblicken. Hoch im Südosten bilden Andromeda und Pegasus eine dem Himmelswagen ähnelnde Riesensternfigur, darunter finden wir Widder und Fische und noch tiefer Walfisch und die obersten Sterne des Bildes Fluß Eridanus. Aus dem Gebiet der Zwillinge, die freilich erst um Mitternacht eine der Beobachtung günstige Stellung einnehmen, ist in der zweiten Hälfte des Monats der Sternschnuppenschwarm der Oktober-Geminiden zu erwarten, der einen lebhaften Strom darstellt.

Bei den Planeten fallen die günstigsten Sichtbarkeitsverhältnisse in die Morgenstunden. Die Stunden vor Sonnenaufgang beherrscht Venus, die zur Monatsmitte die stärkste Leuchtkraft des Jahres aufweist. Zwölfmal so hell wie Sirius, der leuchtendste der Fixsterne, erscheint uns zu jenem Zeitpunkt das Licht dieses unseres Nachbarplaneten. Ende des Monats kann ferner Merkur am östlichen Morgenhimmel aufgesucht werden, und zwar eine Stunde vor Sonnenaufgang. Auch Neptun ist nur morgens zu erblicken: im Löwen trifft ihn das kleine Fernrohr, und die Auffindung seines Scheibchens wird am 25. dadurch erleichtert, daß Venus in fünf Vollmondbreiten unterhalb von ihm vorbeizieht. Jupiter verliert sich in der Abenddämmerung, seine Beobachtung lohnt kaum noch, während Mars ihm zwei Stunden später unter den Horizont folgt. Saturn im Wassermann ist von Einbruch der Dunkelheit bis in die dritte Morgenstunde zu sehen, und Uranus bleibt als einziger Planet mit dem Widder die ganze Nacht über dem Gesichtskreis.

Die Sonne, die am 24. Oktober aus dem Zeichen der Waage in das des Skorpions tritt, vermindert ihren Tagbogen weiter. Gegen 11 Stunden 45 Minuten am 1. ist sie am 31. nur noch 9 Stunden 45 Minuten in unseren Breiten zu erblicken. Die Hauptphasen des Mondes fallen auf folgende Daten: Erstes Viertel am 5. um 14 Uhr 39 Minuten, Vollmond am 12. um 5 Uhr 39 Minuten, Letztes Viertel am 19. um 6 Uhr 36 Minuten und Neumond am 27. um 11 Uhr 15 Minuten.

Die verlorene Hand—tasche.

Die „Verlorene Handtasche“, von der hier die Rede sein wird, steht zwar nicht wie die „Verlorene Handschrift“ im Mittelpunkt einer großen Anzahl romantischer Geschehnisse, aber auch sie hat, wenn auch in engerem Rahmen, eine Anzahl von Menschen freudvoll und leidvoll beeinflußt, und deshalb soll ihre Geschichte, die recht wirksame dramatische Höhepunkte aufweist, hier erzählt werden. Die handelnden Personen sind eine Anzahl älterer Stiftsdamen und ein junger Mann, der Ort der Handlung ein Damenstift und die Zeit die Gegenwart.

Man sollte meinen, daß ein Stift, in dem ältere Damen wohnen, ein Symbol der Ruhe und des Friedens ist, und daß kein lauter Klang aus der Umwelt voller Unruhe die innere Beschaulichkeit der Insassen stört. Aber weit gefehlt. Auch innerhalb der Stiftsmauern ist der Pulsschlag der Außenwelt vernehmbar, und auch dort lösen wie überall im Leben in ewigem Wechsel Freud und Leid und dazwischen Atempausen miteinander ab. Die Geschichte der „Verlorenen Handtasche“ begann so:

Zwei der Stiftsdamen, die im Ausgehen begriffen sind, begegnen sich im schönen Vorgarten und tauschen nahe beieinander stehend Gruß und freundliche Worte aus. Da es plötzlich zu regnen beginnt, spannt die eine der Damen ihren Regenschirm auf, wobei ihr, von ihr unbemerkt, ihr Handtäschchen zur Erde fällt. Die andere Dame bemerkt das, glaubt aber, es wäre ihre Tasche, hebt sie auf, hängt sie sich wie üblich über den Arm und trennt sich dann von der Gefährtin, um ihre Besorgungen zu machen. Im Kaufladen angelangt entlädt sie ihren Armbehang auf die Tonbank und macht ihre Bestellungen. Als es ans Bezahlen geht, bemerkt sie, daß da zwei Handtaschen liegen. Der Kaufmann, der mit der Damenkundschaft seine Erfahrungen hat, nimmt die fremde Tasche an sich, da er glaubt, daß die vergeßliche Kundin nicht lange würde auf sich warten lassen, um ihr Eigentum zurückzufordern, während die Stiftsdame nach Bezahlung ihrer Einkäufe sich auf den Heimweg macht.

Zu Hause angekommen findet sie das Haus in vollem Aufruhr. Die Stiftsdamen gestikulieren und reden erregt auf einander ein. Was ist passiert? Unsere Dame, die wir zum Kaufmann und zurück geleitet haben, erfährt es bald: Einer der Damen, und zwar der, mit der sie vor ihrem Ausgang ein paar Worte gewechselt hatte, ist auf rätselhafte Weise ihre Handtasche abhanden gekommen.

Unsere Dame stutzt; sie erinnert sich plötzlich an die fremde Handtasche auf der Tonbank beim Kaufmann und erzählt den Vorfall. Allgemeines Kopfschütteln, da es niemandem einleuchten will, wie die Handtasche zu jenem Kaufmann gelangt sein sollte und dort hätte vergessen werden können. Aber für die Geschädigte war es immerhin ein leiser Hoffnungsschimmer, und sie machte sich schleunigst auf den Weg dahin. Und siehe da, schon nach kurzer Zeit kommt sie strahlend und ihr Eigentum fest umklammert haltend wieder.

Inzwischen war es Mittag geworden, und die Damen waren in ihren resp. Häuslichkeiten mit der Bereitung ihres Essens beschäftigt; aber die sensationelle Nachricht von der Wiedererlangung der verlorenen Handtasche litt keinen Aufschub: Die glückliche Eigentümerin der Tasche warf die letztere in ihrer Wohnung hastig auf den Tisch und eilte spornstreichs von Tür zu Tür, um die frohe Mär zu verbreiten. Und bald war das ganze Haus, obgleich hier und da das Essen auf dem Herd anzubrennen drohte, in dem Gesellschaftsraum versammelt, um das frohe Ereignis mit der gehörigen Gründlichkeit zu besprechen. Die Freude über den glücklichen Ausgang des Zwischenfalls war so allgemein, daß dies die glückliche Eigentümerin der Tasche veranlaßte, alle Damen zu Nachmittag zu einem Festkaffee einzuladen.

Das konnte sie um so mehr, als der ganze Inhalt der Tasche und namentlich der Inhalt des darin enthaltenen Geldtäschchens völlig unversehrt wiedererlangt worden war. Und so trennte man sich in fröhlicher Stimmung angesichts des in Kürze bevorstehenden Kaffees.

Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten. Es stand in den Sternen geschrieben, daß der Festkaffee diesmal nicht stattfinden sollte. Die Hauptheldin unserer kleinen Erzählung, nämlich die Eigentümerin der besagten Handtasche, wollte, als sie in ihre Wohnung zurückkehrte, jetzt in Ruhe den Inhalt der wiedergefundenen Handtasche nachprüfen. Wo hatte sie sie doch in der Eile hingelegt? Ja, richtig: auf den Tisch. Aber dort ist sie nicht. Die Dame sieht sich weiter um, und zwar immer rascher und hastiger, und obgleich sie schließlich das Unterste zu oberst kehrt — die Tasche findet sich nicht, sie ist zum zweiten Mal weg, ebenso rätselhaft wie das erste Mal. Wieder beginnen Konferenzen im Sprechzimmer, aber diesmal bleibt der leiseste Hoffnungsstrahl auf Wiedererlangung des Verlorenen aus. Im Gegenteil: die Bekundung einer der Damen, sie hätte, als gerade zum Festkaffee eingeladen wurde, einen netten jungen Mann den Korridor entlanggehen sehen, läßt kaum noch einen Zweifel daran bestehen, daß dieser nette junge Mann die Ursache des zweiten Verschwindens der Tasche ist, und daß die Tasche endgültig verloren ist. Diese Vermutung hat sich zwar nicht ganz bewahrheitet, man fand zwar nach gründlicher Durchsuchung des Hauses die Tasche in einem dunklen Kehrichtwinkel wieder, aber sie war leer. Und damit war der schöne Traum vom Festkaffee, der die Damen in so gehobene Stimmung versetzt hatte, für die nächste Zeit verflogen. Zwischen Lipp' und Kelchesrand . . .

Der Streit um den Vortritt.

In der behaglichen Diele des spitzbogigen Handelshauses saß auf hochlehnigem Stuhl der reichen, schönen Kaufherrin gegenüber der kurfürstlich brandenburgische Legationsrat Johann von Besser.

Draußen in den Straßen braute der zähe Londoner Nebel des Jahres 1684.

Klug und anmutig gingen Rede und Gegenrede. In den reizvollen Tagen seines Londoner Aufenthalts zählten diese Stunden, an die der Legationsrat sich so gewöhnt, zu den reizvollsten. Aus Deutschland mußte er viel erzählen, aus Berlin, seiner Häuslichkeit und der wunderschönen Frau Katharina, ehemaligen Jungfer Kühleweinin, dem schönsten und reichsten Mädchen Leipzigs, der Erbin von Auerbachs Hof, die ihn nach sieben Jahren heißen Werbens erhört. Und sie sprachen von den unerhört glänzenden Festen zu der Thronbesteigung des neuen Königs, Jakobs II., und den zahllosen kostbar gekleideten Gesandten, die herbeigeströmt waren, die Glückwünsche ihrer Herren zu bringen. —

Auch Herr von Besser war dazu befohlen, und es würde, so vermutete er, schwer sein, dem venezianischen Gesandten dabei zuvorzukommen, die Rangordnung einzuhalten, wie sein Herr es wollte.

Eben darum hatte man ihn ausersehen, ihn, der sich nie fürchtete, der immer einen Weg wußte.

„Der Herr möge Achtung haben vor der Herrin der Halle!" In den Augen des Herrn von Besser glomm ein stählerner Glanz herauf.

Der Engländer zog den Degen, schrie, er werde dem Deutschen schon Beine machen, laufend müsse er das Gewölbe verlassen.

Herr von Besser richtete sich auf, ganz langsam, zu seiner großen Höhe; mit einer unendlichen Gelassenheit schlug er dem Tobenden den Stahl aus der Hand, nahm den Hageren auf die starken Arme, trug ihn ohne sonderliche Übereilung durch das ganze Kaufhaus die Stufen hinunter und setzte ihn fein säuberlich wie ein kleines Kind mitten auf die Straße. Ging wieder zurück . . .

Lachen und Jubel der Menge auf der Gasse. —

Nein, Herr von Besser fürchtete sich nie. Zahllos waren seine Bravourstücke, das hatte ihm große Reputation gebracht, und so wurde aus dem bürgerlichen Predigersohn allmählich der fürstliche Legationsrat von Besser. —

Die Herrlichkeit des Königsschlosses umstrahlte die Gesandten mit unerhörtem Prunk. Die Rangordnung, der Vorantritt der Reihe nach, wurde festgelegt.

Was ist mächtiger, größer, glanzvoller, das Kurfürstentum Brandenburg oder die Republik Venedig? — — Die beiden Gesandten standen sich gegenüber, zum Äußersten bereit, Ehre und Macht der Heimat zu vertreten.

Der Chor der andern Mächte vermittelte vergeblich. Dann sollte es der Lauf der Ereignisse entscheiden, schlugen sie vor. Wer am nächsten Morgen zuerst im königlichen Vorsaal anlangte, sollte auch zuerst reden. —

Herr von Vignola, der Venezianer, ließ seine Staatskarosse vorfahren und rumpelte davon. Ein verschlagenes Leuchten stand in seinen Augen. Die andern folgten. Johann von Besser sah ihnen nach, lachte, warf mit leichtem Schwung dem Lakaien seine Börse hin und setzte sich in einen der weichen Stühle, zur Ruhe für die Nacht . . .

Kaum war der Tag angebrochen, betrat Herr von Vignola das königliche Vorzimmer. Stolz und zuversichtlich.

„Guten Morgen, Signor", Herr von Besser war außerordentlich höflich, bezaubernd liebenswürdig.

Mit weit aufgerissenen, zornglühenden Augen starrte der alte Mann ihn an. „Ich werde doch den Vortritt behaupten . . ."

„Ich warne den Herrn vor Schimpf und Schaden."

Dann schwiegen beide. Endlich erschien der Zeremonienmeister. Die Türen taten sich auf. In voller Pracht und Herrlichkeit saß Englands Herrscher auf dem Thron.

Beide Rivalen traten zu gleicher Zeit herein. Schon an der Tür begann der Italiener zu reden, von weitem schon, viel eher, als sonst Brauch und Wohlanstand es leiden wollen. Heimlich bedeutete ihm Herr von Besser zu schweigen. Noch maßvoll und sehr höflich.

In dem Gesicht des Brandenburgers änderte sich kein Zug, Ehrerbietung gegen die königliche Majestät, Verbindlichkeit gegen die anderen Gesandten, eisenharte Entschlossenheit, große Gelassenheit standen darin.

Mit seinen starken, in Fecht- und Ringkampf geübten Händen ergriff er den Venediger hinten am Hosenboden, schleuderte ihn, ohne das Gesicht vom Throne zu wenden, ein paar Schritte rückwärts. Er näherte sich mit vollendeter Ruhe, in bestem Anstand der Majestät, genau so weit, wie die Regel es vorschrieb, und trug seine Rede mit vollendeter Würde vor.

Mühsam, keuchend vor Zorn, erholte sich der andere, stammelte einige Worte.

Der brandenburgische Gesandte verneigte sich, zog sich in schönster Ordnung zurück. Der Auftrag seines Herrn war ausgeführt. Der Beifall des englischen Königs, seines ganzen Hofes und ganz Londons schallte herüber über den Kanal nach Berlin, allwo der glorreiche Kurfürst Friedrich Wilhelm den Streich seines Residenten gar wohlgefällig aufnahm.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z. o. p., beide in Bromberg.